MASTER
NEGATIVE
NO. 91-80188-3

MICROFILMED 1991

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES/NEW YORK

as part of the
"Foundations of Western Civilization Preservation Project"

Funded by the
NATIONAL ENDOWMENT FOR THE HUMANITIES

Reproductions may not be made without permission from
Columbia University Library

COPYRIGHT STATEMENT

The copyright law of the United States -- Title 17, United States Code -- concerns the making of photocopies or other reproductions of copyrighted material...

Columbia University Library reserves the right to refuse to accept a copy order if, in its judgement, fulfillment of the order would involve violation of the copyright law.

AUTHOR: CAUER, PAUL

TITLE: WISSENSCHAFT UND SCHULE IN IHREM....

PLACE: BERLIN

DATE: 1910

Master Negative #
91-80188-3

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

884
Z
v.1

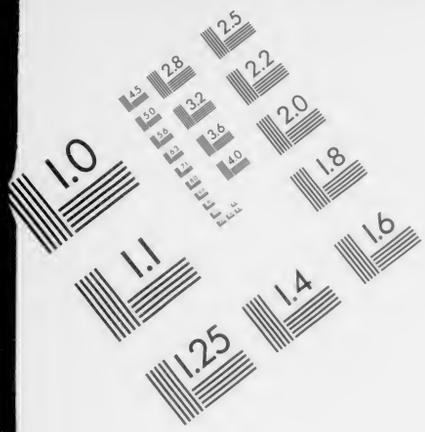
Cauer, Paul, 1854-1921.
Wissenschaft und schule in ihrem verhältnis zum klassischen altertum; vortrag gehalten in der versammlung der Vereinigung der freunde des humanistischen gymnasiums in Berlin und der provinz Brandenburg am 10. dezember 1909, von Paul Cauer.
Berlin, Weidmann, 1910.
33 p. 21cm.

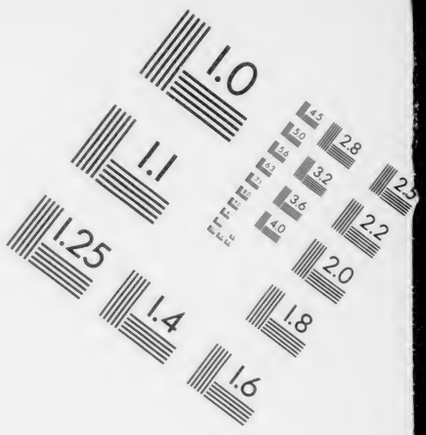
Volume of pamphlets.

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35 mm REDUCTION RATIO: 11
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 8-13-91 INITIALS M. B.
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT



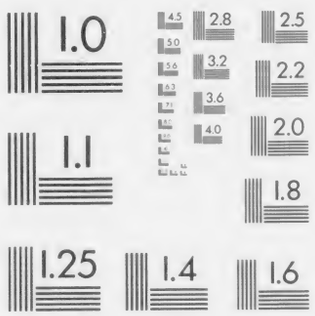


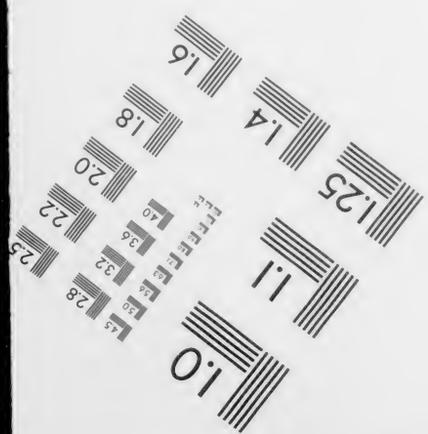
AIIM

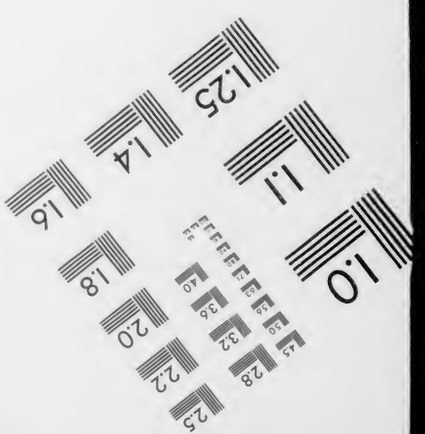
Association for Information and Image Management

1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910

301/587-8202







MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

RAPHS

4

Columbia University
in the City of New York

LIBRARY

CONTENTS

1. Cauer, Paul. Wissenschaft und schule in ihrem verhältnis zum klassischen altertum. 1910.

2. Müller, Walther. Eine terrakotta der Göttinger sammlung. 1889.

3. Friedländer, Ludwig. Ueber den kunstsinn der Römer in der kaiserzeit. 1852.

4. Buecheler, Franz. Philologische kritik. 1878.

5. Mitteis, Ludwig. Aus den griechischen papyrusurkunden. 1900.

6. Goldman, Hetty. The Oresteia of Aeschylus as illustrated by Greek vase-painting.

7. Fisch, Richard. Die walker, oder, Leben und treiben in altrömischen wäschereien. 1891.

no. 1

Wissenschaft und Schule

in ihrem Verhältnis zum klassischen Altertum.

Vortrag
gehalten in der Versammlung der
Vereinigung der Freunde des humanistischen Gymnasiums
in Berlin und der Provinz Brandenburg
am 10. Dezember 1909

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARY

von

Paul Cauer.

BERLIN
Weidmannsche Buchhandlung
1910.

Es ist einmal, trotz alles Rationalismus, nicht anders: was eine Gegenwart erfreuen, was in eine Zukunft hinein dauern soll, kann der Vergangenheit nicht entbehren, deren Stoffe es zur Nahrung seines eigenen Wesens, sie umsetzend, verbraucht.

Zu den Quellen müssen wir zurück, hoch hinauf in das einsame Gebirg, wo wir nicht Erben sind sondern Ahnen.

Paul de Lagarde.

884
Z
v.1

20 Sept. 33 D.C.

Vorwort.

„Unsere Wissenschaft ist zu sehr in die Tiefe gewachsen, über die Aufgabe der Knabenerziehung ist sie hinaus“: diese Äußerung von Theodor Mommsen, in privatem Gespräche kurz nach 1891 getan, hat mir viel zu denken gegeben. Sie war mitbestimmt durch den Unwillen, mit dem ihn, wie alle ernsthaften Freunde historischer Bildung, die Zerstörung des Gymnasiums erfüllte, wovon in einer gemeinsamen Erklärung öffentlich Zeugnis abzulegen ein Gedanke war, der ihn damals beschäftigte. „Wenn jemand gestorben ist, dann setzt man ihm einen Grabstein“: so forderte er mich auf, die Inschrift zu entwerfen. Dazu konnte ich mich nicht entschließen. So sehr ich die ungünstige Ansicht über den Gang der Schulreform teilte und von den Erfahrungen des Lehrers aus bestätigen mußte, so lag doch gerade in diesen Erfahrungen auch ein Element der Hoffnung, das anzuerkennen und dadurch zu ermutigen Mommsen wieder bereit war. Jenes ernste Wort aber ist mir eine stete Mahnung gewesen, dem geänderten Verhältnis zwischen Altertumswissenschaft und Schule und den neuen Aufgaben, die daraus entstünden, nachzusinnen.

Von ganz andrer Seite her, vor allem von den Problemen moderner Psychologie, lebhaft ergriffen, hatte ich einst Römern und Griechen den Rücken kehren wollen; was mich ihnen wieder zuführte, waren gerade die täglichen Ansprüche des Unterrichtes gewesen, die Anlässe, die er brachte, den jugendlichen Geist kennen zu lernen, zu fassen, zu bilden; je länger ich solchem Berufe diente, desto mehr gelang es auf diesem Wege zu wirken. Dem persönlichen Erlebnis mußte ein tieferer, in der Sache gegebener Zusammenhang zugrunde liegen. Und das konnte kein andrer sein als der, daß für das Verständnis unserer Zeit, und dessen was ihr not tue, starke und eigenartige Hilfe das Altertum bot. Aber nicht das in konventioneller Verherrlichung dargestellte, sondern das Altertum so, wie es fortschreitender Wissenschaft sich entschleiert, wie es, dank der Arbeit der Forschenden, angeschaut wird in einem Geiste, der aus eben der neuen Zeit geboren ist, für deren Forderungen an Denken und Wollen die Jugend vorzubereiten das schöne Amt des Lehrers ist. Alles, was ich seit jenem zugleich niederschlagenden und anstachelnden Ausspruch des großen Mannes für die Pflege gymnasialer Erziehung zu tun versucht habe, bewegt sich in dieser Richtung. Die Aufforderuug der Berliner Freunde gab willkommene Gelegenheit, im Rahmen eines Vortrages die Grundansicht noch einmal zu entwickeln.

Münster i. W., Weihnachten 1909.

Paul Cauer.

Hochansehnliche Versammlung!

Als vor zwei Jahren die ehrenvolle Aufforderung an mich erging, in Ihrem Vereine zu sprechen, waren es äußere Gründe, die, sehr zu meinem Leidwesen, dies hinderten. Um so höher weiß ich das Vertrauen Ihres Vorstandes zu schätzen, das mich heute an diesen Platz gestellt hat, auf dasselbe Katheder — dessen darf ich froh wohl gedenken —, von dem aus ich vor bald einem Menschenalter als junger Lehrer zuerst versucht habe, für prüfende Erwägung selbstentwickelter Gedanken teilnehmende Hörer zu gewinnen. Aber fast noch mehr als für diese Ehre und diese Freude danke ich Ihnen allen herzlich für die Ermutigung, die es dem für eine ernste Sache Kämpfenden gewährt, einem so stattlichen Kreise von Freunden dieser Sache ins Auge zu schauen.

Denn wahrlich, an Feinden des Gymnasiums fehlt es nach wie vor nicht. Viel Feind', heißt es, viel Ehr. Schlechte Schüler der Alten müßten wir sein, wenn wir nicht bei ihnen Beispiele eines Mutes zu finden wüßten, der durch Schwierigkeiten und Gefahren nur zu wachsender Kraft belebt wird. Und doch ist unter den Gefahren, die dem Gymnasium drohen, eine von anderer, schlimmerer Art, weil sie von innen kommt. Auf wissenschaftliche Erkenntnis des griechischen und römischen

Altertums will es die Bildung eines aufstrebenden Geschlechtes deutscher Männer gründen; diese Wissenschaft selbst aber scheint neuerdings dahin zu führen, — oder hat sie schon dahin geführt? — daß dem Altertum gerade diejenige Eigenschaft verloren geht, die einer jeden zum Erziehen berufenen Macht unentbehrlich ist: die Autorität. Was ist unter stilistischer und psychologischer Analyse aus der lateinischen Syntax geworden? Etwas ganz anderes als ein System Körper gewordener Denkrichtigkeit. Was sind im Lichte moderner Kritik die Männer, die in dieser Sprache geschrieben haben? Von Cicero zu schweigen, dessen Rolle als eines Lehrers der Staats- und Weltweisheit schon vordem ausgespielt war, auch ein Tacitus hat es sich gefallen lassen müssen, daß man ihm seinen eigenen Wahlspruch nicht mehr glaubte, sondern rücksichtslos nachwies, wie sehr er Dinge und Menschen *cum studio* und vollends *cum ira* gezeichnet hat. Auf unerreichter Höhe stand der Grieche, in dessen Geschichtschreibung alle Aufgaben gereifter Wissenschaft aufs vollkommenste erkannt und erfüllt sich zeigten. Doch je mehr man, seinen eigenen Andeutungen folgend, von Plan und Ausführung des Werkes eine Vorstellung zu gewinnen, von dem Verhältnis zu Quellen, zu Vorgängern Rechenschaft zu erlangen suchte, desto mehr sah man ein, daß auch Thukydides nicht ein Gott ist, der angebetet, sondern ein Mensch, der verstanden werden will. Nicht anders auf dem Gebiete der Dichtkunst. Daß Horaz und Vergil in mühsamer Kleinarbeit ihre Verse formten, haben sie selbst ausgesprochen; sie könnten sich nicht beklagen, daß man mehr und mehr die Spuren

solcher Arbeit aufgesucht hat, um von da aus ihr Verdienst zu würdigen. Den Maßstab echter Poesie boten die Griechen, allen voran Homer — der Homer Lessings. Doch wie haben die Wölfe ihn zerrissen! Der Gedanke, daß nur das schlechthin Mustergiltige ihm zugetraut werden dürfe, drängte dahin, wo Anstöße sich boten, einzuschneiden und auszusondern, bis nur weniges unangefochten blieb. Und nun trat ein Umschwung ein; eine neue Gesamtauffassung bildete sich, die innerhalb desselben Namens für mannigfaltige Abstufungen von kindlichem Versuch zu geläuterter Kunst, von ursprünglichem Schaffen bis zu gedankenloser Nachahmung Raum gewährte. — Wohin immer wir blicken, in den Werken und Taten der großen Männer, wie in dem was die beiden Völker des Altertums geleistet und vollbracht haben, nirgends mehr finden wir das Ideal, zu dem unsere Väter aufschauten, sondern irdische Wirklichkeit, die der Kritik zu schaffen gibt. Soll an deren zersetzender Tätigkeit die Jugend sich erheben? soll sie Leben schöpfen aus der Zerstörung?

Man wendet ein: Von dem allen brauche ja die Schule nicht unmittelbar berührt zu werden. Nur die gesicherten, d. h. die einstimmig anerkannten Resultate der Forschung solle sie übernehmen; und mit übereinstimmender Anerkennung habe es in den meisten Fällen gute Wege. Solange die aber nicht erreicht sei, könne und müsse der Unterricht an der nomativen Geltung der Alten festhalten, ihre Staatsmänner und Schriftsteller als erhabene Vorbilder bewundern lassen, aus ihren Dichtungen und Kunstwerken die ewig giltigen Gesetze des Schönen

und Guten ableiten. Der Jugend sei es natürlich, verehrend sich hinzugeben; dieser gesunde Trieb dürfe nicht gestört werden, wie in der religiösen Erziehung nicht durch die Bibelkritik, so in der Ausbildung des Verstandes nicht durch vorzeitig historische Auffassung. Deren Pflege sei einem gefestigteren Alter, den selbständigen Studien auf der Hochschule vorzubehalten.

Liegt in solchen Erwägungen ein Trost? — Angenommen, es gelänge die Scheidung durchzuführen: gerade die berufensten Lehrer, die, welche in ihren Universitätsjahren von dem frischen Zuge der Wissenschaft am kräftigsten ergriffen worden sind, würden zur Unaufrichtigkeit verurteilt sein; ihr Leben müßte unter dem schmerzlichen Verzichte stehen: das Beste, was du wissen kannst, darfst du den Jungen doch nicht sagen. Unerläßliche Voraussetzung aber jedes tieferen erzieherischen Einflusses ist der eigene Glaube des Lehrers. Nein! Das Hereinströmen freien wissenschaftlichen Geistes in unsere Schule dürfen wir nicht hemmen, wir sollen es fördern; auch wenn wir sehen, wie es innerlich umgestaltend auf ihren Betrieb wirkt. Daß der innere Wandel nicht zum Schlimmen, sondern zum Guten ausschlage, darauf zu sinnen bleibt unsere Pflicht.

Der Gewinn, den die historische Sprachwissenschaft dem Unterricht brachte, lag seinerzeit offen zutage. An Stelle von Zufall und Laune, deren Erzeugnisse nach mechanischen Regeln eingeprägt werden mußten, trat organischer Zusammenhang, der es möglich machte, das Behalten eines Tatbestandes auf den Einblick in seine Entstehung zu gründen. Dieses schöne Bündnis ist freilich durch die Wissenschaft selbst wieder gestört worden. Indem sie mit Durchführung der Lautgesetze ernst machte, erkannte sie erst, wie viele Ausnahmen es doch immer gab, die eine Erklärung forderten, und gelangte so zu der Anschauung eines unaufhörlichen Spieles anziehender und abstoßender Kräfte, von denen das Leben der Sprachen beherrscht wird und von jeher beherrscht worden ist. Etwas auf den ersten Blick so Einheitliches wie das lateinische Perfektum ist in Wahrheit ein Gemisch aus ganz verschiedenen Bildungen, deren jede nur an einem Teile der vorhandenen Verbalstämme entwickelt worden ist und die sich dann gegenseitig vielfach beeinflußt haben. Wer diesem Verhältnis weiter nachgeht, wird den Satz nicht zu kühn finden, den ein amerikanischer Gelehrter ausgesprochen hat: das am meisten charakteristische Merkmal der lateinischen Flexion sei die Systemlosigkeit. Für die Schule ist das unbequem; aber nicht alles Unbequeme ist schädlich. In scheinbar übereinstimmenden Gebilden die Verschiedenheit der Herkunft zu entdecken, Wirkungen der Assimilation zu beobachten, wie sie nach äußerer Ähnlichkeit Formen, die an einer Stelle organisch erwachsen sind, auch dorthin überträgt, wo sie im Grunde nicht passen, überall ein werdendes Recht und ein von alters gewesenes auseinanderzusetzen: das sind Aufgaben, die auf ganz anderem Gebiete, in der Politik, jedem tätigen Manne gestellt werden. Dafür ist denn die Gewöhnung an historisches Sprachverständnis eine treffliche Vorübung; auch in dem Sinne, daß dadurch in unsrer Zeit der Massenwirtschaft die Freude an urwüchsiger, der Schablone sich nicht fügender Eigenart wach erhalten

wird. Wer einen Aorist wie *ἐρρύην* gegen *ἔπλευσα*, ein Perfektum *τεθνάναι* neben *τεθνηκέναι* liebevoll zu würdigen in Prima gelernt hat, mag einst eben hierdurch, auch wenn es ihm nicht bewußt wird, noch als Verwaltungsbeamter davor bewahrt bleiben, im Echten und Selbständigen bloß ein Unregelmäßiges zu sehen.

Fruchtbarer noch für den Unterricht als die Formenlehre sind Wortgebrauch und Satzfügung, weil sie reichere Gelegenheit bieten zu eigenem Suchen und Finden. Auch hier zeigt sich, daß die Sprache niemals ein Fertiges ist, sondern jederzeit im Werden, im Flusse. Die Bedeutungsentwickelung eines Wortes an den Proben, die der Lehrer vorlegt, zu verfolgen sind reifere Schüler sehr wohl imstande; und je öfter sie es tun, desto mehr werden sie aus dem Banne der Vorstellung befreit, daß es für jeden Begriff und gar für jeden Gedanken der fremden Sprache etwas genau Entsprechendes im Deutschen geben müsse. Sie erkennen, wie überall die schöpferische Kraft der Sprache darin lebt, daß der Gedanke, nach Ausdruck ringend, sich zum Licht hervorarbeitet. Etwas von dieser Arbeit und dieser Lust erleben wir noch bei den Versuchen, ihn auf deutsch zu fassen. Den Versuch dürfen wir nicht aufgeben. Gerade die stete Bemühung um eine möglichst annähernd gute Übersetzung gewährt sichersten Schutz gegen den Schaden, den das Pedantenideal einer „Musterübersetzung“ stiften kann. Vertiefte wissenschaftliche Einsicht kommt hier der Schule unmittelbar zu statten.

Die heilsame Wirkung reicht aber weiter. Wenn wir ein Partizip des Aorists auflösen, einerlei wie, so

bringen wir ein Element in den Gedanken hinein, das dem Original fehlte, und lassen ein anderes zurücktreten, das von griechischen Lesern deutlich empfunden wurde. Diesen lag ein Aufmerken auf Abstufungen in der Vergangenheit ebenso fern wie uns die Beachtung dessen, was wir nun gelehrt „Aktionsart“ nennen. Fälle, in denen dieser Unterschied wichtig wird, weil die herkömmlich eingeübte Umschreibung mit „nachdem“ keinen brauchbaren Sinn gibt, begegnen hier und da schon in der Anabasis, häufiger nachher bei Homer und Herodot, im Drama und bei Thukydides. Daß sie jetzt erst recht gewürdigt werden, auf Grund richtigerer Einsicht in das Wesen griechischer Tempusbegriffe, daß wir fühlen, wie *λάνθανε βιῶν* („halte dich dein Leben lang im Verborgenen“) etwas andres sein würde als *λάθε βιώσας* („dein Leben soll unbeachtet bleiben wie ein Punkt im Unendlichen“), das ist nicht die Hauptsache; dagegen könnte immer jemand sagen, das bessere Verständnis an ein paar Dutzend vereinzelter Stellen sei doch die große Mühe nicht wert, mit der wir danach trachten, uns in eine andere Psychologie hineinzudenken, ja, wenn ein derbes Bild gestattet ist, aus der eignen Haut uns herauszuwinden und in eine fremde zu schlüpfen. Gerade auf diese Mühe, auf diese Selbstbefreiung kommt es an. Nichts ist dem naiven Menschen selbstverständlicher, als daß, was er für wichtig hält, auch für andere wichtig, daß seine Art, die Sachen anzusehen, die allgemeine und gegebene sei. Nichts aber steht einem gedeihlichen Zusammenleben in entwickelter menschlicher Gemeinschaft so im Wege wie dieser Irrtum. Ihn überwinden zu

helfen ist die erzieherische Aufgabe der Syntax, nicht irgend einer normativen, sondern der historischen.

Die einfachste Form solches Irrtums besteht darin, daß man meint, die Dinge müßten in der Wirklichkeit so aufeinander folgen, wie sie an uns nacheinander herantreten. Daß unsere Schüler mit der homerischen Sprache erst bekannt werden, nachdem ihnen die Formen der attischen einigermaßen vertraut geworden sind, ist auch deshalb so nützlich, weil sie dadurch gezwungen werden, sich von jener sozusagen angeborenen Vorstellung loszumachen. Immer wieder drängt sie sich hervor; immer wieder taucht der Gedanke auf, das Ungewohnte schlechtweg so zu erklären, daß es durch Verlassen einer Norm entstanden sei, es polizeimäßig zur Ausnahme zu stempeln.

Jacob Grimm sagt einmal: „Alle grammatischen Ausnahmen scheinen mir Nachzügler alter Regeln, die noch hier und da zucken, oder Vorboten neuer Regeln, die über kurz oder lang einbrechen werden“. Oft wird es schwer sein zu entscheiden, welcher der beiden Klassen eine bestimmte Erscheinung zuzuweisen sei. Ist „die vorhabende Reise, die betreffende Person“ ein Zug von Ursprünglichkeit oder von Entartung? Legt die Beweglichkeit des Augmentes bei Homer Zeugnis ab von einer Zeit, in der es noch nicht fest geworden war, oder davon, daß man seine Bedeutung nicht mehr voll empfand? Viele Fragen dieser Art sind noch nicht so sicher beantwortet, daß ein Lehrer, der die eine Ansicht vertritt, nicht erleben könnte, wie sich sein Kollege in der Nachbarklasse zu der anderen bekennt. Sollen wir darüber

klagen? sollen wir der Wissenschaft zürnen, die immer neue Probleme aufwirft? Ganz im Gegenteil. Gerade die Freude hieran, die Kunst, eine Frage richtig zu stellen, ist das, worauf wir hinzielen. Noch? — oder Schon? Auf jeder Stufe ihres Daseins waren Latein und Griechisch ebensosehr lebende Sprachen wie heute die deutsche. Indem wir die einheitliche Masse, als welche jede von ihnen dem von fern Herankommenden erscheint, in eine Reihe von Schichten auflösen, in die der forschende Blick sich vertieft, sagen wir uns mehr und mehr von dem alten Schulgebrauch los, mit Regeln über Falsch und Richtig ein sich Entwickelndes zu meistern. Und dieser empfänglichere, gerechtere Sinn kommt dann auch der Muttersprache zugute. Denn auch hier gibt es Gesetzgeber, die den Gehorsam für ihre aus begrenzter Erfahrung abgeleiteten Regeln mit polterndem Eigensinn eintreiben. Und nicht bloß die Sprache unseres Volkes mag sich der Pflege einer selbständig historischen Denkweise erfreuen. Auch in Sitte, Recht, Glauben, überall mischen sich erhaltende und fortschreitende Kräfte, ringen miteinander überlieferte Formen und aufkommende Bedürfnisse. Überall heißt es: Noch? oder Schon? Erscheinungen und Bestrebungen, die dem Gesamtzustande widersprechen, sind sie Vorboten einer neuen Zeit oder Nachzügler einer überwundenen? Kindlicher Gedanke, daß es gelingen könnte, durch sachgemäße Instruktion die Jugend unserer führenden Stände mit den richtigen Antworten auf die Fülle solcher Fragen ausgestattet ins Leben zu entlassen. Aber daß sie die rechte Geisteshaltung des geschichtlich Prüfenden zu den Auf-

gaben ihres Berufslebens mitbringen, dafür können wir sorgen.

Mit um so größerer Zuversicht darf dies ausgesprochen werden, weil die Übung im Finden und Formulieren der Fragen zwar in grundlegender Weise an der Sprache sich vollzieht, gleichzeitig aber, mannigfachem Stoffe sich anpassend, auf nahezu allen Gebieten antiken Geisteslebens. Sprache und Stil sind um so weniger zu trennen, je mehr wir uns der Zeit nähern, die beide geschaffen hat. Homer zeigt, wie im kleinen so im großen, eine seltsame Mischung von Konventionellem und Charakteristischem. Welches Element ist das ältere? Die Frage ist nicht einfach zu lösen. Schmückende Beiwörter, formelhafte Wendungen müssen einst lebendig empfunden gewesen sein, ehe sie durch oft wiederholten Gebrauch stereotyp wurden; aber der geläufige Vorrat geprägter Worte und Gedanken, der die Schwachen im Bann hält, indem er für sie arbeitet, wird in der Hand des Genius ein gefügiges Werkzeug, um feinere Wirkungen zu erreichen. So kommt es, daß in dem Teile der Entwickelung, den wir vom diesseitigen Ende her noch einigermaßen zu erkennen vermögen, der Fortschritt von konventioneller Gebundenheit zu freierem Schaffen den Grundzug bildet. Und von der ganzen vielfältigen Bewegung sollen auch die Schüler, in vierjähriger Lektüre heranreifend, eine Anschauung gewinnen. Leichter ist dieser Unterricht gegen früher nicht geworden, aber unendlich reicher. In umfassendem Beispiel betätigt sich hier jene Kunst, das, was als Fläche erscheint, perspektivisch zu vertiefen, wie auf einem Gemälde, das durch eine Tür

oder ein Fenster, zwischen Felsen oder Bäumen hindurch den Blick in einen dahinter liegenden, anders beleuchteten Raum zu lenken weiß.

In diesem Zusammenhange gewinnt auch die eigentliche Kompositionskritik ihre Bedeutung für die Schüler. Das Ziel darf nicht sein, daß sie bestimmte Hypothesen kennen oder gar bekennen, sondern daß sie lernen, innere Altersunterschiede und äußere Merkmale der Zusammenfügung mit eigenem Spürsinn zu entdecken. Wie ein im Kern altes Stück, die Unterweltsdichtung der Odyssee, und ein recht junges, der Mauerkampf in der Ilias, sich gleich deutlich, doch auf sehr verschiedene Art, von ihren Umgebungen abheben, wird nicht vom Lehrer aufgezeigt, sondern im Anschluß an die Doppelfrage „Woher?“ und „Wohin?“ durch gemeinsame Besprechung gefunden.

Wichtiger noch für das Verständnis der griechischen und von ihr aus aller Poesie ist eine andere Erkenntnis: des zunehmenden Triebes nach Erfassung der Wirklichkeit. Wir haben gelernt, daß die bildende Kunst der Alten keineswegs darauf ausging zu idealisieren, daß vielmehr ihr Leben darin bestand, aus der Steifheit primitiver Formen sich herauszuarbeiten zu immer hellerer Anschauung und treuerer Darstellung der Natur. Uns kommt es nur so vor, als sei eine gleichmäßig verschönernde Hülle über die antiken Bildwerke gebreitet, weil unser Auge, an gesteigerten Realismus gewöhnt, dorthin zurückschauend als ersten Eindruck den einer gemeinsamen stilistischen Gebundenheit empfängt. Erst dem geübteren Blicke wird es klar: was gebunden zu sein schien, war noch unbefreit. Diese Erfahrung wiederholt

sich uns an der Dichtkunst. Schon Homer scheut, in der Ausmalung von Seelenkämpfen, vor keiner Aufrichtigkeit zurück. Das kann freilich nur der empfinden, dem Vers und Sprache in dauerndem Verkehr so geläufig geworden sind, daß er beim Lesen etwa von Hektors Ende oder von Priamos Demütigung vor Achill nicht mehr viel mit Wörtern zu schaffen hat, sondern gleich an Gedanken und Bilder herankommt. Ein Primaner, der solches innerlich erlebt hat und nun, vielleicht aus Anlaß eines deutschen Aufsatzes, ein paar Gesänge der Odyssee wieder liest, bedarf kaum noch der Hilfe, um zu sehen, daß hier in der Übertragung des hohen Stiles auf das Leben der kleinen Leute ein ähnlicher Fortschritt gewagt worden ist wie im achtzehnten Jahrhundert durch die Schaffung des bürgerlichen Trauerspiels.

Zu den größten Überraschungen führt, bei allmählichem Eindringen, die griechische Tragödie. Was der Leser zuerst wahrnimmt, Wohlklang der Sprache, gemessener Ausdruck, Erhabenheit der Gedanken, ist wieder nur — für den Fremden — ein verhüllender Glanz; dahinter liegt ein heiß bewegtes, alle Tiefen des Leidens und der Leidenschaft aufrührendes Leben. Und was in den drei großen Dichtern wirkte, war am letzten Ende ein erstarkender Wirklichkeitsinn, mit dem sie dieses Leben sich und ihren Zuschauern ins Bewußtsein brachten. Nur für uns stehen die Gestalten des thebanischen, des argivischen Königshauses und die Welt, in der sie sich bewegten, so fern, dabei haben wir schon als Kinder von ihren unerhörten Schicksalen gehört und gesprochen, und uns gewöhnt sie wie etwas Gegebenes hinzunehmen, daß

es nun schwer fällt, uns einzubilden, es seien im Grunde Menschen wie wir. Und doch muß dies gelingen, schon in der Schule. Ja, nach dieser Seite hin hat die Lektüre mit Primanern vor der akademischen sogar einen Vorzug. In bestimmter Frist wird ein Ganzes gelesen; die Nötigung fehlt, beim einzelnen zu verweilen, und damit die Gefahr, darin aufzugehen; nicht gelehrte Kontroversen werden gesucht, sondern Verständnis des Kunstwerkes, das in gemeinsamer Arbeit von Lehrer und Schülern lebendig werden soll. *Παῖσον, εἰ σθένεις, διπλῆν*: was das dem Wortsinne nach bedeutet, ist nicht schwer zu sagen. Aber was bedeutet es für unsere Phantasie? mit der wir uns die Szene ausmalen, wie Elektra in atemloser Spannung lauscht, ob drinnen Orestes die blutige Strafe vollziehe, und, als sie den Angstschrei der Getroffenen hört, in wilder Leidenschaft ihm zuruft: „Erschlage sie, wenn du kannst, zweimal!“ Und was bedeutet das furchtbare Wort für den Charakter der Elektra? Sie, die edel geborene, die, dem Bruder gegenüber, der zärtlichsten Hingabe fähig ist, was muß sie erlitten und im Innersten erlebt haben, ehe so jedes Gefühl für die Mutter in ihr erstickt werden konnte? Hier wie in der Antigone, im Oedipus zeigt sich, sobald nur das von der fremdartigen Schönheit anfangs geblendete Auge schärfer und tiefer blickt, ein erbarmungsloser Realismus, kaum geringer als der, den die dramatische Poesie unsrer Tage wieder zu erobern sucht, und aufs neue zu erobern genötigt ist, weil jede Art von Ausdrucksmitteln, auch die freieste und kühnste Sprache, durch fortgepflanzten Gebrauch konventionell wird und an Wahrheit verliert.

Die antike Tragödie als ein Stück wirklichen Lebens zu begreifen wird uns dadurch erleichtert, daß fortschreitende Wissenschaft mehr und mehr zeitgeschichtliche Beziehungen in ihr gefunden und Stellen aufgedeckt hat, an denen der Dichter mit dem, was er die Personen sagen läßt, selber zu seinen Mitbürgern spricht. Vor dem helleren Licht, in das dadurch ein Werk alter Dichtung gerückt wird, schwindet etwas von dem Nimbus des Klassischen, dafür tritt frische Farbe in menschlich anmutenden Zügen hervor. Den selbstherrlichen Kreon in der Antigone verstehen wir besser, wenn wir bedenken, wie er vom Standpunkte des freien athenischen Bürgers aus gezeichnet ist. Derselbe Dichter aber, der das getan hat, wendet sich im Einzugsliede des Aias mit deutlichen Worten gegen demokratische Anfeindungs- und Verkleinerungssucht; man möchte glauben, er müsse dabei an Perikles und seine Gegner gedacht haben. Dergleichen liegt offen zu Tage; Versteckteres haben Wilamowitz und die Seinen aufzuspüren gewußt. Und je mehr der Unterricht davon Gebrauch macht, indem er den Äußerungen der Persönlichkeit eines Dichters in seinen Werken nachgeht, desto mehr werden diese aus unzugänglicher Ferne herübergezogen, daß sie vor unsern Augen greifbare Gestalt gewinnen. Das Fördernde liegt nicht so sehr in dem Verständnis gewisser einzelner Anspielungen, als in der Einstellung des Auges auf einen großen, lebensvollen Zusammenhang.

So auch bei ihm, den wir doch wohl zu den Dichtern rechnen dürfen, obwohl er selbst ihnen abgesagt hatte, Platon. Wie uns aus Goethes Prometheus ein doppeltes

Gesicht anblickt, des alten Titanen und des jugendlichen Dichters, so gewinnt der „Kriton“ an Fülle und Kraft durch die Vermutung, daß der Verfasser, um sich selbst gegen den Vorwurf revolutionärer Gesinnung zu verteidigen, den Gehorsam gegen die Gesetze durch den Mund dessen habe fordern und begründen lassen, der ihn im Tode bewährt hatte. Im einzelnen wird es doch die Schule der Wissenschaft überlassen müssen, Platons Polemik gegen Zeitgenossen zu verfolgen. Daß aber überhaupt ein Hintergrund persönlichen Wirkens und persönlicher Kämpfe mit zu ihm gehört, ist eine auch für die Lektüre von Anfängern unentbehrliche Anschauung; ohne sie würde der Gang der Diskussion in manchem Dialoge wie ein Spiel der Laune und Willkür erscheinen. Und die Sorge wird ja wohl niemanden quälen, daß die erhabenen Gedanken an ewiger Geltung etwas einbüßen könnten, wenn wir uns klar machen, daß es das Leben eines Menschen von Fleisch und Blut war, aus dem sie erwachsen sind. Auch Sokrates wird nicht kleiner, nur glaubhafter, für den der einsehen lernt, daß er weniger isoliert steht, als es in oberflächlich registrierender Darstellung erscheinen mag, vielmehr durch eben diejenigen bedingt und vorbereitet war, die er so heftig bekämpft hat. Wenn von der philiströsen Entrüstung, die im Stile des lateinischen Übungsbuches immer noch gern über sie ausgegossen wird, die Sophisten befreit werden, so ist das nicht die schlechteste unter den Förderungen, welche die Schule dem Übergang aus normativer Schätzung zu historischer Würdigung des Altertums verdankt. Wie konnten sie nur, meint man, „Tugend“ als die Fähigkeit ansehen, äußere

Güter zu erwerben? Ja, was war damals „Tugend", ἀρετή? Schon das, was wir, ohne unser Verdienst, heute darunter verstehen? oder noch die naive Vorstellung eines sinnlichen Volkes, daß den Wert des Lebens das ausmache, was man besitzt und darstellt? Den ethischen Begriff herabzudrücken wäre freilich nicht schön; doch die geschichtliche Entwickelung führt nicht von uns aus rückwärts, sondern kommt vom entgegengesetzten Ende her. Und da bedeutet das Auftreten der Sophisten einen ungeheuren Fortschritt. Sie sind es gewesen, die den Begriff des persönlichen Menschenwertes ins Geistige gezogen, und erklärt haben: der eigentliche Vorzug liegt in dem, was einer weiß und denkt; Tugend — wenn wir denn diesen höchst unzutreffenden Ausdruck für ἀρετή gebrauchen sollen — ist lehrbar, ist ein Wissen. Welches Wissen? — da griff Sokrates ein, um in überraschender, herausfordernder Wendung den Gedanken zu vertiefen und zu veredeln; für immer, und so auch für uns. Wenn er gegen seine Vorgänger ungerecht war: kein großer Mann ist davon frei gewesen. Uns kommt es nicht zu, ihm gerade das nachzusprechen, womit er der Begrenztheit des einzelnen Menschendaseins den Tribut gezahlt hat.

Lieber folgen wir ihm da, wo er, die Schranken gegebener Verhältnisse durchbrechend, ins Große und Weite führt. Daß die Kritik der athenischen Staatsmänner, die Platon geübt hat, im Geiste seines Lehrers war, dürfen wir als sicher annehmen. Nichts Anregenderes gibt es, als diese Ausführungen mit Primanern zu lesen und zu besprechen. Da werden die ernstesten Probleme des

politischen Denkens erwogen: ist der Erfolg maßgebend oder das Gewissen? soll man den äußeren Zustand der Menschen oder die Menschen selbst verbessern? Neben dem Ideale, das Sokrates aufstellt, scheint auch ein so glänzendes Bild wie das des Perikles zu verblassen. Wir müssen zugeben: die Stadt hat er mit schönen Tempeln und Anlagen geschmückt; die Bürger waren, da er zu reden aufhörte, schlechter, als da er anfing. War das, was er geschaffen hat, solches Preises wert? — Vielleicht doch; vielleicht wäre seine Politik ohnmächtig geblieben wie die Platons in Syrakus, wenn er es nicht verstanden hätte, sich auch an die Schwächen der Menschen zu wenden. Sollte es zum Wesen der Staatskunst gehören, daß sie zum Gebrauche auch nicht ganz reiner Mittel sich entschließen kann? Dann würde nur der durch sie Großes schaffen können, der in der eigenen Natur einen ausreichenden Erdenrest besitzt, ein Element, durch das dafür gesorgt ist, daß er den Menschen, auf die er wirken soll, nicht allzu fremd werde. Was Solon, der Weise, vergebens versucht hatte, hat der Tyrann Peisistratos geleistet, hat das athenische Volk in gefestigtem Dasein auf den Weg zu materieller und geistiger Blüte gestellt. Alexander, die beiden Gracchen, Cäsar: sie bestätigen den Gedanken, zu dem das Nachdenken über Platons Beurteilung des Perikles Anlaß gegeben hat.

Für jugendliche Geister ist es eine beunruhigende, ja empörende Vorstellung: daß das Gute nicht die Kraft haben solle, durch sich selber sich durchzusetzen. Tun wir recht, solchen Zweifel zu wecken? zu kritischer Betrachtung der Geschichte geradezu anzuleiten? Wäre es

nicht unsere Pflicht, die Flamme ungetrübter Begeisterung für alles Große der Vergangenheit in unsren Zöglingen zu nähren? — Wenn sie der Enttäuschung zugeführt werden sollen, ja. Das beste, was wir für die Jünglinge, die durch uns von der Schule entlassen werden, hoffen können, ist doch, daß sie im eignen Leben von dem Wirken bedeutender Männer berührt werden; daß unter diesen ein großer Staatsmann sein möchte, der uns wieder einmal beschieden wäre, ist wohl der heißeste Wunsch aller, die es mit unserm Vaterland ernst meinen. Aber auch er wird, wenn er kommt, kein Engel vom Himmel sein, sondern ein sterblicher Mensch. Die Hemmnisse, die der Unverstand derer, für die er arbeitet, ohnehin ihm bereiten wird, hieße es mit Willen verstärken, wenn wir das junge Geschlecht in dem Dünkel aufwachsen lassen wollten, man könne einen großen Mann verlangen ohne seine Fehler.

Ich erlebte es einmal, daß in der mündlichen Prüfung die Stellen aus dem Gorgias, die von Perikles handeln, vorgelegt wurden, nachdem die Abiturienten in ihrem deutschen Aufsatz Bismarck und Stein zu vergleichen gehabt hatten. Da war es nicht schwer, den Reichtum antiker Gedankenwelt und ihre tiefe Verwandtschaft mit den Problemen moderner Lebensgestaltung in dieser Stunde gesteigerten Bewußtseins zu einem starken Eindruck zu sammeln. Hier war ja ein Staatsmann, der die Erziehung seines Volkes mit vollem Bedacht als Aufgabe ergriffen hatte; und das Erinnerungsjahr regte die Frage an, wie weit wohl die Entwickelung des Werkes der Absicht des Begründers entsprochen habe. Ganz so

günstig wird es sich im Unterrichte nicht immer fügen. Niemals aber kann es, auch in der alltäglichen Arbeit des Semesters, an Anlässen fehlen ähnliche Verbindungslinien zu ziehen, und damit der Jugend das zu bieten, was unpraktische, doch nicht ungefährliche Schwärmer als neues „Fach“ dem schon allzu bunten Lehrplan hinzufügen wollen. Wieder darf es nicht die Meinung sein, Tatsächliches an Einrichtungen und Benennungen einzuprägen, sondern das Interesse für Verhältnisse des staatlichen Lebens wach zu rufen, auch nach dieser Seite hin Auffassung und Urteil zu üben. Die Leichenrede des Perikles gibt eine Würdigung der Demokratie und ihres Widerspiels in gedankenschweren Sätzen, die, um nur einfach verstanden zu werden, zu eindringendem Nachdenken über die Äußerungen dieses grundlegenden Unterschiedes nötigen. In den vor Beginn der sizilischen Expedition von Alkibiades und Nikias gehaltenen Reden stoßen großzügige Weltpolitik und bedächtig konservative Gesinnung aufeinander. Thukydides, der nicht umsonst bei den Sophisten in die Schule gegangen war, hat auf beiden Seiten die Gründe so meisterhaft entwickelt, daß es schwer ist zu entscheiden, wem er selber recht gibt, wem wir recht geben sollen. Indem wir uns darüber klar zu werden suchen, stehen wir mitten darin im Abwägen eines Gegensatzes, der auch heute den Wettkampf der Nationen beherrscht. Wir lesen bei Herodot eine echt griechische Diskussion persischer Granden über die Vorzüge demokratischer, aristokratischer, monarchischer Verfassung, neuerdings auch — in Prima — die gedrängte Schilderung, die Aristoteles von den drei Staats-

formen und ihren Ausartungen gegeben hat; unsere Schüler lernen dabei, politische Begriffe, die durch langen Gebrauch abgeschliffen sind, in ihrem ursprünglichen Gepräge zu erkennen. In all solchen Fällen aber wird der Gewinn um so reicher sein, je weniger für den Inhalt des Gelesenen etwas wie Autorität in Anspruch genommen wird, je mehr der Lehrer imstande ist, durch die gegebene Darstellung hindurchzublicken und den Autor ins Auge zu fassen, wie er seinen Stoff gestaltet hat.

Manchmal freilich, gerade bei politischen Schöpfungen, besteht die Tätigkeit der Kritik darin, zu zeigen, daß persönliche Autorschaft gar nicht die Rolle gespielt hat, die man früher annahm. Durch das, was sie an der Sprache, in der Literatur am Epos gelernt haben, sind die Schüler auf den Gedanken eines kollektiven Ursprungs geistiger Erzeugnisse vorbereitet und können ihn nun auf einen neuen Gegenstand anwenden. Vor Jahren las ich in Kiel mit Primanern im deutschen Unterricht — auch dies eine Stelle, wo jede erweiterte Weltbetrachtung auf natürliche Art sich eingliedern läßt, — die wichtigsten Abschnitte aus der Schrift Savigny's „Vom Beruf unserer Zeit [1814] für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft", und hoffe, daß der Respekt vor dem Gewordenen, das Mißtrauen gegen doktrinäre Gesetzmacherei, die sich dort aussprachen, manchen meiner jungen Freunde ins Leben begleitet haben wird. Doch geht es auch ohne solche Hilfe. Wenn der Lehrer nur selber Sinn und Verständnis für die in betracht kommenden Verhältnisse mitbringt, so braucht er nach einer Stelle

zur Anknüpfung nicht lange zu suchen. Die Verfassungen des Lykurg z. B. und des Servius Tullius, so wie sie von der historischen Wissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts gewürdigt worden sind, fordern und fördern die Erkenntnis, daß vieles und eben das Grundlegende in den politischen Einrichtungen eines Volkes nicht von einem einzelnen Menschen erdacht, sondern allmählich entstanden ist. Beide Elemente gilt es zu sondern. Und dabei kommt es wieder nicht darauf an, daß die Schüler das, was zur Zeit als gesichertes Resultat gelehrt wird, sich aneignen, sondern daß sie sich üben selber Fragen zu stellen und Antworten zu finden. In Athen gab es vier Vermögensklassen, je nachdem die jährliche Ernte eines Mannes 500 Scheffel, 300, 150 oder noch weniger betrug: von unten nach oben geordnet: Lohnarbeiter, Jochbauern, Ritter, Fünfhundertscheffler. In einer Sekunda, die einigermaßen gelernt hat sich zu wundern, werden doch wohl die meisten von selbst wahrnehmen, daß die Namen verschiedener Natur sind; sollten alle zu gleicher Zeit eingeführt worden sein? Drei von ihnen drücken greifbare Beziehungen des wirklichen Lebens aus, der vierte ist schematisch hinzugefügt. Es liegt auf der Hand: einst war der Census derer, die zu Pferde dienen konnten, der höchste; später, bei steigendem Wohlstand, fand man es nötig — vielleicht war dies das Neue bei Solon — eine Klasse I A daraufzusetzen, die nun keine anschauliche Bedeutung hatte, sondern bloß nach einer Summe bestimmt wurde.

In dem allen ist nichts, was nicht ein mäßig begabter Schüler unter leisem Drucke finden könnte, was

nicht — so möchte ich glauben — oft schon von Schülern gefunden worden ist. Und auf solche Weise ergibt sich von einer neuen Seite her die Erfahrung, daß eine in der Überlieferung ungeschiedene Masse für den forschenden Blick innere Abstände bekommt und in eine Folge von Schichten auseinandertritt, zwischen denen die Grenzen und wieder die Übergänge zu erkennen erst wirklich „verstehen“ heißt.

Diese Betrachtungsweise auch auf das höchste Gebiet sittlicher Betätigung, die Religion, auszudehnen, ist eine Aufgabe, die keinem denkenden Manne erspart bleibt; die Schule wird hier mehr Zurückhaltung üben. Um so notwendiger, daß sie an Stoffen, die nicht so zart, nicht so sehr der Gefahr einer verletzenden Behandlung ausgesetzt sind, die Fähigkeit bildet, geschichtlich zu sehen. Und in einem Punkte wenigstens kann die Gewöhnung des philologischen Unterrichtes früh schon für das religiöse Nachdenken Hilfe leisten. Zöglinge einer realistischen Anstalt mag man moderne Übersetzungen des Neuen Testamentes, von Weizsäcker oder von Stage, neben der Lutherschen benutzen lassen, um durch Vergleichen verschiedener Fassungen eine Ahnung davon hervorzurufen, daß jeder Text, wie wir ihn lesen, zu nicht ganz geringem Teil erst ein Ergebnis wissenschaftlicher Arbeit ist. Einen großen Vorzug genießen doch alle, die von diesem Verhältnis durch zusammenhängende, selbständige Lektüre des Griechischen eine lebendige Anschauung erhalten. Wobei sie sich freilich bewußt werden müssen, daß auch sie an den Geist dessen, der hier spricht und wirkt, nicht unmittelbar herankommen,

da die Wiedergabe der Worte Jesu auf Griechisch selbst schon ein Übersetzen war, bei dem, wie bei jeder Übersetzung, Elemente des Gedankens verschoben oder verloren gegangen sein können und eigentlich müssen. Eingedrungen ist auf diesem Wege das *ἐστίν* der Abendmahlsformel; denn das, was wir Kopula nennen, gab es im Aramäischen nicht. Und die Erklärung dieses „ist“, das Jesus selbst gar nicht gesprochen haben kann, hat den leidenschaftlichsten Streit entbrennen lassen, unter dessen Folgen das evangelische Christentum heute noch leidet.

Die Kühnheit, mit der Luther den Bann der Tradition durchbrach, fand an diesem Wörtchen ihre Schranke; und viele, die sich als seine Nachfolger bekannten, haben geglaubt ihm auch hierin treu sein zu müssen. Es ist ja so viel leichter, an der Stelle, bis zu der ein großer Mann vorgedrungen ist, stehen zu bleiben und die Formen, in die er schließlich seine Gedanken gebracht hat, festzuhalten, als die Kraft dieser Gedanken von ihm zu übernehmen und weiter zu üben. Und doch ist dies gerade die Aufgabe, die immer aufs neue gelöst werden muß, wenn nicht aus jeder befreienden Tat im Leben der Menschheit eine neue Fessel werden soll.

Das letzte war ein Beispiel, das uns noch nahe berührt; aber dasselbe Verhältnis besteht überall, wo es sich um Fortpflanzung geistiger Güter handelt. An dem alten Epos fallen die stereotypen Formeln zuerst ins Auge und locken zu leichter Nachahmung; das Lebendige homerischer Poesie spürt erst, wer sie in Bewegung sieht, im Fortschreiten von überliefertem Können zu neuen Aufgaben der Darstellung. Das Wesen griechischer

Kunst hat der nicht erfaßt, der „den griechischen Stil“ als Norm hinstellt, an die sich, weil sie bewährt sei, nach wie vor die Bildner zu halten hätten; die Triebkraft dieser Kunst war der Sinn für das Natürliche, der die Keimhülle konventioneller Formgebung nach und nach abstreift. Der Geist der lateinischen und griechischen Sprache zeigt sich wirksam in der zunehmenden Deutlichkeit und Ausdrucksfähigkeit, womit sie sich an die Erfassung sachlicher Verhältnisse, logischer Beziehungen heranarbeiten; er steckt nicht in den Regeln, mit deren Hilfe wir nachträglich die Sprachen zu erlernen suchen, und die dem Anfänger wie ein System willkürlicher Gesetze erscheinen.

Wissenschaft ist die Befreierin; und ein Befreier ist jeder echte Erzieher: ein gegebenes Bündnis. Zwei große Mächte sind es, die uns alle gebunden halten: Natur und Menschenwelt. Daß wir den Wundern der Schöpfung nicht in banger Furcht, sondern mit eindringendem Staunen gegenüberstehen, fast als Herren die Kräfte der Natur nach unserem Willen zu gebrauchen vermögen, das ist die Frucht gewaltiger Geistesarbeit in einem großen, vielverzweigten Gebiete der Forschung. Philologie — so hat Usener es ausgesprochen — ist die Wissenschaft vom Menschen. Durch sie lernen wir in die Seele eines anderen uns versetzen, um von da aus, was er tut und sagt, zu verstehen; so führt sie gleichermaßen zur Achtung fremder Denkart und zur Selbständigkeit im Bewußtsein der eigenen. Vor allem aber ist ihre befreiende Wirkung der Vergangenheit zugekehrt: indem sie die gesammelte Geisteskultur von Jahr-

tausenden für den forschenden Blick in eine Folge von Entwickelungstufen auflöst, hilft sie den Zwang lockern, mit dem nun die geschlossene Masse auf den Epigonen lastet. Immer freier sollen wir werden, niemals frei. Von der Natur erkennen wir mit Goethe: „Man gehorcht ihren Gesetzen, auch wenn man ihnen widerstrebt; man wirkt mit ihr, auch wenn man gegen sie wirken will.“ Und dem Banne der Tradition verfällt niemand rettungsloser, als wer sich einbildet, sie dadurch abschütteln zu können daß er sich nicht um sie kümmert. Vielmehr darauf kommt es an, in allem Gewordenen das Bleibende, zur Weiterbildung Fähige von dem Erstarrten und dem Tode Verfallenen zu sondern.

Jede Wissenschaft gewinnt für den Unterricht erst dadurch rechte Bedeutung, daß sie in eine Weltanschauung ausmündet. Der Naturwissenschaft gönnen wir von Herzen den inneren Anteil an modernem Geistesleben wie die äußeren Veranstaltungen, durch die sie den Sinn für ihre Probleme da zu pflegen unternimmt, wo sie im Mittelpunkt oder doch in einem der Brennpunkte eines Lehrsystems steht. Aber den chemischen Analysen und physikalischen Versuchen der Schüler, den Übungen in mikroskopischer Betrachtung von Lebenserscheinungen, wie sie an Realgymnasien und Oberrealschulen mehr und mehr eingeführt werden, darf und soll das Gymnasium, der eigenen Art getreu, etwas Entsprechendes gegenüberstellen, indem es seine Zöglinge zur Analyse überlieferter Begriffe, zur Traditionsforschung anleitet. Auf diesem Boden standen wir früher; ihn gilt es zurückzugewinnen.

Davon wollen diejenigen nichts wissen, die, in dem unglücklichen Wahne, man müsse der Menge dienen, müsse der Schwäche durch Nachgeben zu Hilfe kommen, auch die bescheidene Art wissenschaftlicher Arbeit, die beim Lesen eines fremden Textes geübt wird, den Schülern dadurch ersparen, und das heißt: vorenthalten wollen, daß sie ihnen eine Erklärung in die Hand legen, in der von vornherein angegeben ist, was ein an sich mehrdeutiges Wort an der besonderen Stelle zu sagen habe. Wo immer das Lesen der Bildung des Geistes dient, da liegt das Entscheidende nicht in dem Inhalt, der herauskommt, sondern in der ernsthaften Bemühung, durch die er herausgebracht wird; und ein wesentliches Stück davon bildet die Aufgabe, immer die Grundbedeutung hervorzuholen, sie auf den gegebenen Zusammenhang, in den man sich hineindenkt, zu beziehen, und so den angewandten Sinn des einzelnen Wortes zu finden. Wir wollen diese Tätigkeit nicht gering achten, aber nicht bei ihr stehen bleiben. Für die Probleme unserer Wissenschaft, der Wissenschaft vom Menschen, sollen die Schüler ein ahnendes Verständnis gewinnen. In Homer kann man kaum den Kopf einer Nadel setzen, ohne auf eine Stelle zu treffen, die zu fördernder Fragestellung anregt. Doch überall gibt es Stoff in Fülle, sei es, daß man einen Begriff historisch und psychologisch entwickeln läßt, wie *ἀρετή* oder *humanitas*, *σοφιστής* und *φιλόσοφος*, sei es, daß man literarische Erscheinungen oder Erzeugnisse unter bestimmten Gesichtspunkten vergleicht. Wie stellt sich Tacitus in der Germania zu der Behandlung desselben

Gegenstandes bei Cäsar? Welche Möglichkeiten gibt es, die Abweichungen, offene und versteckte, zu erklären? Ciceros Cato maior gibt, im Geiste des Verfassers gespiegelt, das Bild eines Lebens, das um hundert Jahre zurücklag; wie mischen sich darin altrömische Züge mit denen, die der Zögling der Griechen hereingebracht hat? Xenophons Bericht über den Zug und Rückzug der Zehntausend scheint ein Muster von ruhiger Sachlichkeit; nirgends lobt er sich selbst; nur die Tatsachen, die er mitteilt, fügen es so, daß wir den günstigsten Eindruck von ihm bekommen. Dürfen wir dem trauen? Die 14 Kapitel bei Diodor, in denen dieselben Ereignisse, wohl nach Ephoros, erzählt sind, wo bis ganz zuletzt Xenophon überhaupt nicht vorkommt, setzen auch einen Primaner in den Stand, die Frage zu beantworten. Und wenn er dabei erkennt, daß die schlichte Naivität der Form in der Anabasis auf kluger Berechnung beruht, so mag ihn das locken, demselben Carakterzuge weiter bei diesem Autor nachzugehen, zugleich aber für alle Zukunft ihn vorsichtig machen gegen die Suggestion, mit der ein geschickter Memoirenschreiber uns so leicht gefangen nimmt.

Freilich können wir es bei solchen Untersuchungen erleben, daß ein jugendlicher Kritiker nicht das findet, was der Lehrer gemeint hatte. Und dadurch scheint dessen Autorität ebenso gefährdet zu werden wie die des alten Griechen, der so scharf ins Gebet genommen wird. Ist es noch nötig, auf dieses Bedenken zurückzukommen?

Je mehr der Knabe zum Jüngling heranreift, desto größeren Anteil an seiner Erziehung gewinnen Freunde,

die mit ihm streben, doch an Alter und Erfahrung voraus sind; auch der Lehrer wird sich um so mehr Einfluß bewahren, je besser er es versteht allmählich in diese Haltung überzugehen. So ist es auch im großen. Jahrhunderte hindurch hat das Altertum mit der Gewalt des Dogmas die Völker erzogen. Das ist vorbei: die moderne Menschheit ist selbständig geworden. Was ihr not tut, ist der ältere Freund, mit dem man wie mit einem Gleichen verkehrt, an dem man emporwächst, während er selbst mitgeht. Und die Antike, im Wandel der Zeiten immer neu von der Wissenschaft erfaßt, wandelt selbst ihr Aussehen. Wer sie in einer bestimmten, dem Kultus dienenden Beleuchtung festhalten will, behandelt sie wie eine altdeutsche Bauernstube, die in ein Museum gestellt wurde: das Bett ist aufgeschlagen, der Tisch gedeckt, die Lampe geputzt; aber eine Inschrift warnt uns, nichts anzurühren. Uns soll das Altertum eine Wohnung sein, in der wir heimisch werden; erst so können wir uns des lebendigen Besitzes recht erfreuen. Es gab eine Zeit, da man fürchtete, die ins Kleine gehende Untersuchung der Natur werde den Naturgenuß zerstören. Man hat gesehen, daß die Schönheit geblieben ist, ja reicher geworden durch die Fülle sonst verborgener, nun aufgedeckter Züge, die im Gesamtbilde mitempfunden werden. So soll es auch der Philologie ergehen, wofern wir nur ihr richtig dienen, immer wieder von der ins einzelne dringenden Betrachtung zu der entgegengesetzten übergehen, die das Getrennte zur Einheit eines Bildes zusammenschaut. Das gelingt nicht gleich gut in jedem Augenblick und in jeder Stunde. Aber mag durch menschliche Schwäche manche Wirkung versäumt werden, unsrer Wissenschaft und des hohen Berufes, den sie heute noch und heute erst recht zu erfüllen hat, sind wir sicher. Kleinmut erzieht nicht, Glaube erzieht. Und kein Glaube ist stärker als der, daß die edelste Kraft, die in uns gelegt wurde, des Denkens und Forschens, nicht zum Fluche bestimmt ist sondern zum Segen, nicht zu raffiniertem Genusse weniger, sondern um durch auserlesene Scharen dafür zu wirken, daß das Menschengeschlecht wie durch die Gewalt allumfassender Natur so von dem Erbe der eignen Vergangenheit nicht erdrückt werde, sondern frei und stark davon Gebrauch zu machen wisse für die Aufgaben eines zukunftfrohen Lebens.